

Fluch und Segen informeller Normen für Kinder und Eltern

von Leo Gehrig

Informelle Normen sind Anweisungen, wie man über bestimmte Dinge zu denken, wie man in bestimmten Situationen und bei bestimmten Ereignissen zu fühlen und sich zu verhalten hat. Diese Normen sind weder aufgeschrieben noch werden sie ständig ausgesprochen. Vielmehr herrscht ein stillschweigendes Einverständnis darüber, was sich in bestimmten Lebensabschnitten gehört und was nicht. Das Dorf-, Quartier- oder Gruppenauge überwacht die Einhaltung, und wer die Erwartungen nicht erfüllt, wird sanktioniert, zum Beispiel mit Verachtung bestraft oder gar aus der Gemeinschaft ausgeschlossen.

In diesen Normen kommen Menschenbilder, Lebenshaltungen, Einstellungen, religiöse Ansichten, Werthaltungen, lebensphilosophische Überzeugungen und erzieherische Prinzipien zum Ausdruck. Es kann hier nicht darauf eingegangen werden, wie solche Normen entstehen, welches die bestimmenden Kräfte sind und unter welchen Bedingungen sie sich verändern, inwieweit sie beeinflussbar sind und inwieweit sie sich eigengesetzlich im Sinne von zyklischen Pendelbewegungen verändern. An dieser Stelle nur so viel: Informelle Normen sind wahrscheinlich für den Zusammenhalt einer Gesellschaft mindestens so wichtig wie die formellen Gesetze. Trotz der Forderung von bestimmten politischen und andern Kreisen nach Liberalisierung, Deregulierung und Privatisierung sehen wir uns in unsern Breitengraden gezwungen, immer mehr staatlich zu regulieren. Beispiele dafür sind die Gentechnologie oder der Datenschutz. Ein Grund dafür ist - neben dem technologischen Fortschritt, der sich bis in die intimsten Lebensbereiche auswirkt - sicherlich die Tatsache, dass wir uns informell immer weniger auf gemeinsame verbindliche Werte einigen können. Ohne Zweifel, es ist eine der schwie-

rigsten Aufgaben jeder Gesellschaft, jeder Kultur, jeder Kleingruppe, jeder Familie angemessene informelle Normen zu entwickeln für individuelle Freiheit wie auch für soziale Verantwortung, für die Wahrnehmung von eigenen Interessen und für solidarisches Handeln, für Privatheit und für Öffentlichkeit.

In dem kleinen katholischen Bauern- und Arbeiterdorf im Untertoggenburg, wo ich vor rund einem halben Jahrhundert aufgewachsen bin, waren die informellen Normen in gewissen Bereichen sehr eng und die Sanktionen hart. Der Schulmeister musste mit „Herr Lehrer“ angesprochen werden. Er galt als eine unantastbare Autorität. Wer als Schüler seine Anweisungen nicht befolgte, wurde von den Eltern diskussionslos körperlich gezüchtigt. Wer als Fünfzehnjähriger am Sonntagnachmittag, statt in die Christenlehre zu gehen, im grossen Nachbardorf einem Fussballspiel beiwohnte, wurde vom Pfarrer bei der nächsten Katechismusstunde vor allen Mitschülern blossgestellt und getadelt. Selbstbefriedigung galt als gesundheitsschädigend und musste als Sünde gebeichtet werden. Eine Frau, die unehelich schwanger geworden war und die keine „Mussheirat“ eingehen wollte, musste das Dorf verlassen, wollte sie weiterhin am öffentlichen Leben teilhaben.

Die Beispiele zeigen: Viele der damaligen informellen Normen hatten ihren Ursprung im religiösen und kirchlichen Leben. Es gab Menschen, die an diesen engen Lebensverhältnissen zerbrachen. Zu enge und zu starre informelle Normen können die Vielfalt der Lebensentwürfe, das Ausleben der vielen verschiedenen Facetten der eigenen Persönlichkeit und somit auch den Reichtum individueller und differenzierter Lebensgestaltungen beeinträchtigen. Sie können die Menschen auch dazu zwingen, zu vieles im Verbrogenen zu tun. In einer Gesellschaft mit zu engen informellen Normen sind es gerade die Sittenhüter, die oft „Wasser predigen und heimlich Wein trinken“.

Andererseits hatte das Dorfauge auch einen fürsorglichen Blick. Es wachte darüber, dass niemand verloren ging. Kein alleinstehender alter Mensch blieb tagelang unbemerkt schwer krank oder gar tot in seinem Bett liegen. Und das Dorfauge konnte auch einmal wegschauen. In der Fastnachtzeit wurde sogar ein Seitensprung verziehen, wenn er keine ungünstigen Auswirkungen nach sich zog. Aber am Aschenmittwoch war es mit dieser Grosszügigkeit wieder vorbei: Die Fastenzeit begann, und bis

zum Ostermontag durfte kein Tanzbein mehr geschwungen werden. Ohne Zweifel, gewissen Menschen gab dieses klar geregelte und strukturierte Leben Halt und Orientierung.

Auch zu large informelle Normen haben ihren Preis. Sie können Rückzug ins Private bei gleichzeitiger Veröffentlichung alles Privatem, Gleichgültigkeit gegenüber dem Wohlbefinden anderer, Egoismus bis hin zu Egozentrik und damit zusammenhängend einen Wärmeverlust in den zwischenmenschlichen Beziehungen zur Folge haben. Ein Beispiel dafür ist die heutige Sexualisierung des Alltags. Sie senkt bei gewissen Menschen die Hemmschwelle so sehr, dass damit auch ihre erotische Kreativität, Sinnlichkeit und die Empathiefähigkeit beeinträchtigt werden.

Es ist sattsam bekannt: Wir leben in einer Zeit des Wertpluralismus. Es gibt eine enorme informelle Normenvielfalt. In manchen Bereichen sind die Verhaltensanweisungen widerspruchsvoll, zum Beispiel beim Konsum von Genussmitteln, bei der Selbstdisziplin oder bei den Umgangsformen, die auch Hinweise geben für die Gestaltung von Distanz und Nähe zwischen den Generationen. Das alles macht die Orientierung für Kinder, Jugendliche und auch Erwachsene schwierig. Manche verlieren sich in diesem Dschungel, andere sehnen sich nach klaren Strukturen und gleiten ab in totalitäre Gruppierungen, zum Beispiel in Sekten. Es ist zu befürchten, dass in naher Zukunft der Ruf nach Reglementierung immer lauter wird. Es gibt erste Anzeichen dafür. In der Schule werden von bestimmten Kreisen Schuluniformen gefordert. Es gibt Weltfirmen, die ihren Mitarbeitern einen Verhaltenskodex vorschreiben, der bis weit in den privaten Bereich hineinreicht. Es scheint, dass Esther Vilar recht bekommt, die vor einem Vierteljahrhundert im Nachwort zur „Die Antrittsrede der ersten amerikanischen Pöpstin“ schrieb: „Sobald die Regeln unseres jeweiligen Systems zu liberal werden, sobald wir nicht mehr wissen, wie wir uns richtig verhalten, wenden wir uns ab und suchen sie woanders.“

Im Zusammenhang mit den publik gewordenen sexuellen Übergriffen von Jugendlichen und anderen Vorkommnissen in der Jugendszene wurde von Vertretern aller wichtigen politischen Kreise, von links bis rechts, die Forderung laut, die Eltern wieder vermehrt in die Pflicht zu nehmen. Damit wird suggeriert, dass sich Väter und Mütter früher viel

mehr um ihre Kinder gekümmert hätten als heutzutage. Das Gegenteil ist der Fall, in ländlichen Verhältnissen mit Sicherheit. Wie es in städtischen und bürgerlichen Verhältnissen genau war, wage ich nicht zu beurteilen. Auf dem Lande jedenfalls waren noch vor fünfzig Jahren die Eltern, ob Landwirte, Handwerker oder Arbeiter, von ihrer Erwerbstätigkeit, den Anforderungen im Haushalt, der Mitwirkung in Vereinen und öffentlicher Verpflichtungen wegen so in Anspruch genommen, dass nur am Sonntag-nachmittag, wenn überhaupt, etwas Zeit für die Familie übrig blieb. Die schulpflichtigen Kinder organisierten, beschäftigten und erzogen sich weitgehend selbst. Wer am Sonntag die Werktagskleider trug oder umgekehrt, wurde von den Kameraden zurechtgewiesen. Wer zehnjährig immer noch glaubte, der Storch bringe die Kinder zur Welt, wurde ausgelacht und von den älteren Mitschülern auf unzimperliche Weise aufgeklärt. Wer nicht bis in den Spätherbst hinein mit blossen Füßen zur Schule kam, galt bei den Kameraden als verwöhnter Weichling und musste sich diesbezüglich anpassen, wollte er dazu gehören.

Die Eltern konnten sich bei ihrem erzieherischen Handeln weitgehend auf die informellen Normen abstützen. Es war für alle - ob reich oder eher arm - klar: Eine Uhr gab es für die Kinder erst bei der Firmung. Die Mädchen durften die Zöpfe frühestens beim Übertritt in die Oberstufe abschneiden. Taschengeld gab es nach Beendigung der obligatorischen Schulzeit. Dieser klare erzieherische Verhaltenskodex entledigte die Eltern weitgehend der mühsamen Aufgabe, sich mit ihren Kindern auseinanderzusetzen.

Andererseits war damals für alle Eltern auch klar: Die primäre Verantwortung für das Wohlergehen der Kinder lag in ihren Händen. Für Fehlentwicklungen fühlten sie sich allein verantwortlich. Schule und Elternhaus waren klar getrennte Welten, was für die Kinder auch manche Vorteile hatte. Es waren damals die Lehrer, welche die Eltern hin und wieder auf ihre erzieherischen Aufgaben und Pflichten hinwiesen. Heute sind die Verhältnisse umgekehrt: Viele Eltern mischen sich ständig ins Schulgeschehen ein. Manche Lehrkräfte fürchten sich so sehr vor ihnen, dass sie nicht mehr wagen, ihre pädagogischen Überzeugungen durchzusetzen - zum Nachteil vieler Kinder, die so in keiner Welt mehr ein deutliches Gegenüber haben.

Zweifellos sind heutzutage die Eltern mehr gefordert als früher und in ihren erzieherischen Bemühungen auch weitgehend auf sich allein gestellt. Es kommt hinzu, dass die Einflüsse von aussen, zum Beispiel der Medien, auf das familiäre System gewaltig sind. Die Erlebnisgesellschaft bietet den Kindern unzählige Ablenkungsmöglichkeiten. Das Vergnügungsangebot ist riesig. Der Markt verführt die Kids und Teenies mit raffinierten Methoden. Manche Eltern verfügen nicht über die Kraft, um den vielen Forderungen und Wünschen der Kinder zu widerstehen. „Ich fühle mich in meinem täglichen Kampf mit den Kindern total überfordert und auch alleine gelassen. Es gibt keine verbindlichen Richtlinien mehr, auf die man sich abstützen könnte. Wann soll ein Kind ein eigenes Nattel haben, wann einen eigenen PC? Wie lange darf ein sechzehnjähriger Jugendlicher in den Ausgang? Von welchem Alter an darf er bei der Freundin übernachten? Zu solchen und ähnlichen Fragen hört man von Psychologen und Pädagogen auch nur Widersprüchliches“, so äusserte sich kürzlich eine Mutter zweier Jugendlicher stellvertretend für viele Eltern in einem Beratungsgespräch mir gegenüber.

Tatsächlich ist bei der Betreuung und Begleitung der Kinder und Jugendlichen vieles eine Frage des Masses, wofür auch die Erziehungswissenschaft keine objektiven Kriterien bereitstellen kann. Nach meinen Erfahrungen haben viele Eltern intuitiv ein gutes Gespür, was für das einzelne Kind in der jeweiligen Situation und bei den entsprechenden Lebensumständen angemessen ist, nur wagen viele von ihnen nicht mehr, ihre Überzeugungen auch durchzusetzen. Viele haben Angst, die Beziehung zu den Kindern zu gefährden, wenn sie ihnen konstruktiven Widerstand leisten. Diesbezüglich braucht man sich allerdings keine Sorgen zu machen, sofern man sich genügend Zeit für die Kinder nimmt. Oft wenden sich gerade jene Jugendlichen von den Eltern ab, „geht es diesen total am Arsch vorbei“, was Mutter und Vater ihnen sagen wollen, die als Kinder oberflächlich verwöhnt, denen alle Steine aus dem Weg geräumt worden sind und denen sich Vater und Mutter in ihrem Verhalten im Sinne von „Wir sind doch gute Kollegen“ zu sehr angeglichen haben.

Zweifellos, die Eltern brauchen Unterstützung. Sie müssen sich zellenartig organisieren und sich im kleinen Rahmen gegenseitig stärken und eine neue Solidarität entwickeln im täglichen „Kampf“ mit ihren Kindern. Eine Möglichkeit wären regelmässige, obligatorische, gesetzlich vorgeschriebene Elternabende für die Väter und Mütter einer

Schulklasse, an denen gemeinsame Haltungen zu konkreten erzieherischen Fragen erarbeitet werden. Auf diese Weise könnten auch jene Väter und Mütter erreicht und in die Pflicht genommen werden, die sich tatsächlich zu wenig um ihre Kinder kümmern. Die Elternvereinigungen würden enorm aufgewertet, wenn ihnen der gesetzliche Auftrag - selbstverständlich mit entsprechender finanzieller Unterstützung - für die Organisation und Durchführung übertragen würde. Und nicht zuletzt wäre diese Art der Elternbildung auch eine Integrationshilfe für die ausländischen Väter und Mütter sowie für ihre Kinder.

Es schadet den Kindern nicht, wenn Mutter und Vater unterschiedliche Auffassungen über Gott und die Welt oder verschiedene religiöse Bekenntnisse haben. Sie brauchen zu den grossen Fragen des Lebens - Woher kommen wir? - Warum sind wir da? - Wohin gehen wir? - keine endgültigen, „fertigen“ Antworten, sofern sie sich eingebettet fühlen in eine warme Beziehung zu ihren Eltern. Was sie von ihren wichtigen Bezugspersonen erwarten, ist eine offene und ehrliche Auseinandersetzung über solche Lebensfragen - mehr nicht. Kinder wissen um die Rätselhaftigkeit des menschlichen Lebens. Und sie leben gut damit, weil sie noch staunen können.

Hingegen ist es für ihre Orientierung hilfreich, wenn ihre Eltern sich einig sind bei den Regeln des Zusammenlebens, bei der Gestaltung der Alltagsrituale oder der Ess- und Wohnkultur, beim Konsum von Genussmitteln, beim Taschengeld. Bei solchen Themen testen die Kinder die Stärke, die Standhaftigkeit und die Solidarität der Eltern. Auch sie sind keine Engel, und sie müssen es auch nicht sein. Wenn sie ihre Eltern bei diesen konkreten erzieherischen Fragen ständig gegeneinander ausspielen und „linken“ können, ist es nicht ihr Problem. Dann brauchen nicht sie in erster Linie Hilfe, sondern müssen vor allem die Eltern über die Bücher gehen.

Erschienen in der NZZ 2007, Beilage Bildung und Erziehung, Nr. 65 unter dem Titel „Die Angst der Gesellschaft vor zu vielen Freiheiten“